

... Michel Eigenmann, Rettungsanitäter in Basel

«So schnell, aber auch so sicher wie möglich»

Daniel Lüthi

Text und Bilder

daniellueith[at]gmx.ch

In der Einsatzzentrale herrscht gespannte, trügerische Ruhe. Es ist, wie immer hier, die Ruhe vor einem möglichen Sturm. Jeder Anruf kann innerhalb von Sekundenbruchteilen einen Grosseinsatz auslösen. Jetzt ... – Fehlmanipulation eines Handys, aufgehängt, nichts. Wieder warten. Jetzt das spezielle Läuten, wenn jemand die Nummer 144 gewählt hat – ein Notfall: In einer psychiatrischen Klinik hat eine Patientin eine Überdosis Medikamente geschluckt, sie muss sofort ins Unispital überführt werden. «Bei uns ist immer viel Adrenalin im Spiel», sagt Michel Eigenmann. Schon öffnet sich das Tor, und eine Ambulanz verlässt die Basis mit Blaulicht.

Breites Spektrum

«Vor ein paar Stunden waren alle neun Fahrzeuge im Einsatz», erzählt der diensthabende Disponent. Zu erledigen waren unter anderem eine Reanimation in einem Tram und eine ganz normale Verlegung von einem Spital ins andere. 100000 Anrufe werden hier pro Jahr entgegengenommen, 20000 Einsätze eingeleitet und koordiniert. Das Spektrum der möglichen Einsätze ist sehr breit. «Ich weiss nie, was mir der Tag bringt», sagt Eigenmann, «einmal habe ich in einem Supermarkt mitgeholfen, ein Kind zur Welt zu bringen. Ich kam aber auch schon in eine Wohnung, wo ich plötzlich mit einer Schusswaffe bedroht wurde.



Überhaupt: Wir müssen zunehmend mit Polizeiunterstützung ausrücken.»

Je höher der Alkoholkonsum, desto grösser die Gewaltbereitschaft, gerade bei Jugendlichen. Das erfahren Eigenmann und seine Kollegen bei jedem Grossanlass, sei es ein Fussballmatch, ein Open-Air-Konzert oder die Fasnacht. «Das Gefährdungspotential ist grösser geworden.» Mögliche Tötlichkeiten im Umfeld eines Rettungseinsatzes sind damit gemeint, aber auch die Fahrt zum Einsatzort. «Wenn wir zu einem Unfallort fahren, sind wir immer auch selber unfallgefährdet.» Klar ist, dass die Zeit meistens drängt: «Gemäss Interverband für Rettungswesen müssen wir spätestens nach 15 Minuten am Einsatzort sein.» Klar ist aber ebenso, dass die Strassenverkehrsregeln für Rettungsfahrzeuge gleichermaßen gelten wie für andere Verkehrsteilnehmer – mit einer Ausnahme: «Mit Blaulicht und Martinshorn sind wir vortrittsberechtigt und dürfen – mit der entsprechenden Vorsicht – gewisse Verkehrsregeln missachten. Wenn wir aber ein Rotlicht überfahren oder schneller unterwegs sind als erlaubt, werden wir geblitzt wie jeder andere, die Blackbox im Fahrzeug zeichnet alles auf, und wir müssen im Nachhinein jedes Detail gut begründen können. Grundsätzlich gilt bei uns immer: So schnell, aber auch so sicher wie möglich.»

«Wir müssen zunehmend mit Polizeiunterstützung ausrücken.»

Wenig Wertschätzung

Als problematisch erleben die Rettungssanitäter, dass sie im Strassenverkehr immer weniger gut wahrgenommen werden. «Das hat mit abnehmendem Respekt zu tun, aber auch mit immer besser isolierten Autos. Zudem haben viele Leute einen Stöpsel im Ohr und hören uns deshalb nicht oder zu spät.» Auf politischer Ebene laufen Vorstösse mit dem Ziel, die Warnanlagen der Ambulanzfahrzeuge zu verbessern. Neu sollen auch seitlich Blaulichter angebracht werden dürfen, dazu möchte man das sogenannte Springlicht einführen, also den automatischen Wechsel zwischen Voll- und Ablendlicht, wie wir ihn aus den USA kennen. Das sei allerdings ein schwieriger Kampf, bedauert Eigenmann, «wir sind eine kleine Szene und haben zu wenig politisches Gewicht».

Überhaupt scheinen die diplomierten Rettungssanitäter darunter zu leiden, dass ihre verantwortungsvolle Arbeit zu wenig wahrgenommen und zu wenig geschätzt wird. «Viele, auch Ärzte und Pflegefachpersonen, wissen gar nicht, was wir tun und welche Verantwortung wir tragen. Oft werden wir wie reine Transporteure behandelt. Aber unsere tägliche Realität ist ganz anders: An einem Unfallort zum Beispiel sind wir meistens die Ersten. In kürzerer Zeit und zum Teil unter grossem Stress müssen



Michel Eigenmann

Michel Eigenmann wurde 1972 in Basel geboren. Die Schulen besuchte er in Allschwil und Muttenz. Anschliessend absolvierte er in Basel eine Molkeristen-Lehre (heute «Lebensmitteltechnologie»). Er wechselte in die Lebensmittelkontrolle und liess sich – als Mitglied der Stützpunkt-Feuerwehr Muttenz – auch zum Betriebsanitäter weiterbilden. 2002 bis 2005 machte er in Horgen (ZH) die Ausbildung zum Diplomierten Rettungssanitäter HF. Einige Jahre arbeitete er dann dort in dieser Funktion. 2008 bot sich die Gelegenheit, mit dem neuen Beruf in die alte Heimat zurückzukehren. Seither arbeitet er bei der Rettung Basel-Stadt, die dem Kantonalen Justiz- und Sicherheitsdepartement unterstellt ist. Im Vorstand der Vereinigung Rettungssanitäter Schweiz VRS kümmert er sich um das Schweizer Notfallsymposium und die Zeitschrift «Star of Life». Michel Eigenmann ist verheiratet und Vater von drei schulpflichtigen Töchtern. Er lebt mit seiner Familie in Muttenz.

wir einen Patienten richtig beurteilen und richtig versorgen können. Manchmal müssen wir zuerst eine Bergung einleiten und die Feuerwehr organisieren. Dies übrigens oft unter widrigsten Umständen, bei Kälte, Regen, Wind und Dunkelheit, auf einer Baustelle, in einem Schacht oder Keller. Auch haben wir nicht die Infrastruktur eines Spitals zur Verfügung, keinen Röntgenapparat oder Arzt, der auf Knopfdruck sofort zur Stelle ist. Wir arbeiten also nicht in einem «geschützten Umfeld» wie eine Pflegefachperson.» Eigenmann spricht, wie er sicher auch handelt: ruhig, klar, fokussiert. «Im Einsatz muss ich strukturiert und diszipliniert sein, reflektieren kann ich oft erst im Nachhinein», sagt er.

Die medizinischen Kompetenzen der diplomierten Rettungssanitäter definieren die medizinischen

Leiter des jeweiligen Corps. Sie legen zum Beispiel fest, welches Medikament sie in welchem Fall verabreichen dürfen und sollen. Als Leitlinien dienen aber auch Algorithmen, die ein Rettungssanitäter in Form eines kleinen Handbuches oder Apps immer bei sich hat. «Hier steht beispielsweise, wie ein Herzinfarkt abzuhandeln ist. Aber das haben wir natürlich auch im Kopf. Unterwegs, auf dem Weg ins Spital, tragen wir ebenfalls die volle Verantwortung für einen Patienten.»

«Wir sind eine kleine Szene und haben zu wenig politisches Gewicht.»

Schichtbetrieb im Dreiländereck

Die physischen und psychischen Anforderungen an den Beruf seien also hoch, sagt Eigenmann, das Interesse dafür aber sei vergleichsweise klein, auch beim möglichen Nachwuchs. Es gebe zu wenig Ausbildungsplätze, und auch die Entlohnung lasse, je nach Ort und Arbeitgeber, zu wünschen übrig. Als kantonaler Angestellter verdiene er jetzt gut. Bei einem anderen, spitalgebundenen Arbeitgeber könnten es glatt bis 1500 Franken pro Monat weniger sein. Die kleine Szene ist also recht heterogen, «das ist allein daran ersichtlich, dass ein Ambulanz-Fahrzeug manchmal weiss-rot ist, und manchmal, wie bei uns, lemongrün und blau.» Einheitlich geregelt ist die Ausbildung. Sie dauert – nach der Matura oder einer Berufslehre – drei Jahre, bei einer Pflegefachperson zwei Jahre.

Gearbeitet wird im Schichtbetrieb, zweimal von 7 bis 17.30 Uhr und zweimal von 17.30 bis 7 Uhr. Dann folgen ein Ruhetag und drei Freitage. Nach sieben solchen Wochen stehen zwei Wochen mit regeltem Tagdienst auf dem Programm. Für jeden Einsatz wird ein Protokoll erstellt und nachträglich auf der Basis elektronisch verarbeitet, «unsere Lebensversicherung», wie Eigenmann halbwegs scherzhaft hinzufügt. Erst letzthin musste er als Zeuge vor Gericht antraben, ein Kollege war angeklagt, er habe einen Fehler gemacht. «Ja, wir sind angreifbarer geworden.»

Zum Ausruhen kommt man während der Arbeitszeit kaum, zugeordnete «Ämtli» müssen erledigt werden. «Einmal pro Monat nehmen wir die Einrichtung unserer Fahrzeuge komplett auseinander und überprüfen das ganze Material auf Sterilität, Vollständigkeit und Sauberkeit, wir putzen aber auch unsere Aufenthaltsräume und die Küche selber. Das machen wir zwischendurch, wenn viele meinen, wir würden nur TV schauen.»

Basel ist für die Rettungskräfte ein spezieller Ort. «Wir haben viele Autobahnen und Tunnel in unserem Einsatzgebiet, und auch die Chemieindustrie birgt natürlich ein besonderes Risikopotential.» Aber auch ländliche Gebiete gehören zum Radius, das nahe deutsche Grenzgebiet – und der Flughafen Mulhouse, der in Frankreich liegt. «Dort holten wir beispielsweise einen Fluggast, der die Treppe runtergestürzt war. Einmal verunglückte ein Pilot, der mit seinem Kleinflugzeug die Welt umrunden wollte. Er stürzte auf ein Mehrfamilienhaus ab, durchschlug den Dachstock und setzte das Haus in Brand. Den Piloten fanden wir tot auf einem nahen Robinson-Spielplatz.»

Spannung und Entspannung

Oft sind es tragische Ereignisse, mit denen Michel Eigenmann unvermittelt konfrontiert wird. «Das Unvorhergesehene hat seinen Reiz», kommentiert er, «aber es kommt auch vor, dass ich nicht abschalten kann, das Erlebte mit nach Hause nehme. Habe ich alles gemacht? Habe ich an alles gedacht?, frage ich mich regelmässig.» Immer wieder von 0 auf 100, immer wieder der Wechsel von der Flaute zur Hochspannung, immer wieder Höchstleistung in kürzester Zeit unter widrigen Umständen, in der Zentrale, als Fahrer auf der Strasse oder als Sanitäter beim Patienten, immer wieder auch an der Grenze zwischen Leben und Tod – das zehrt.

«Ein Weilchen lang kann ich das noch gut machen», sagt er in seiner gewohnt ruhigen Manier, «aber bei älteren Kollegen sehe ich die Abnützerserscheinungen schon. Mehr und mehr werde ich mich wohl hinter die Kulissen zurückziehen.» Erst gerade ist Eigenmann zum Dienstgruppenleiter befördert worden, dazu engagiert er sich im nationalen Verband VRS.

Wenn immer möglich fährt Michel Eigenmann mit dem Velo zur Arbeit und von dort wieder nach Hause, «da kann ich schon mal den Kopf durchlüften». Energie tankt er zudem bei seiner Familie, in den Bergen – und in der «Santichlausen-Gruppe MuttENZ», bei der er schon seit 26 Jahren Mitglied ist. «Wir sind keine Kapuzen-Chläuse», betont er, «sondern Bischöfe mit Mitra, Bischofsstab und Ring als Insignien. Und wir sind mehr Motivatoren als Mahner. Bei einem halbstündigen Besuch können wir natürlich nicht gutmachen, was Eltern verpasst haben. Aber wir können Zeichen setzen und im Kleinen Präventionsarbeit leisten.»

Irgendwann könnte das Santichlaus Michel Eigenmann selber zugute kommen, wenn er als Rettungssanitäter unterwegs ist.

Die nächste «Begegnung mit ...»

Am Ende jeden Monats stellt die Schweizerische Ärztezeitung eine Persönlichkeit vor, die sich im Gesundheitswesen engagiert. Im April schildert Daniel Lüthi seine Begegnung mit Alain Berset, Schweizer Gesundheitsminister.